

Arbeiten in der „Konsumgesellschaft“

Arbeit und Freizeit als Identitätsangebote um die Mitte
des zwanzigsten Jahrhunderts¹

PETER-PAUL BÄNZIGER

1. ZWISCHEN PRODUKTIVISTISCHEM UND KONSUMISTISCHEM PARADIGMA

Es gibt, das ist in einem Band zur Geschichte der (Industrie-)Arbeit vielleicht müßig zu erwähnen, eine lange Tradition, den Menschen vornehmlich als (produktiv) Arbeitenden zu bestimmen. Was genau unter „Arbeit“ oder „Produktivität“ zu verstehen sei, wurde je nach Epoche oder Interesse unterschiedlich definiert. Gemeinsam ist zahlreichen Debatten der vergangenen Jahrhunderte aber eine Tendenz, Arbeit nicht nur als Notwendigkeit oder Last und Mühsal zu bestimmen, sondern als eigentlichen Zweck menschlicher Existenz: der Mensch als „Schaffender“.² Auch in der Historiographie wurde die Geschichte der Industriegesellschaften während langer Zeit hauptsächlich als Geschichte von „Arbeitsgesellschaften“ konzipiert. Seit einiger Zeit ist jedoch die Tendenz zu erkennen, diese Darstellung zu differenzieren. In verschiedenen programmatischen Texten wird gar vorgeschlagen, auf die Arbeitsgesellschaft der Industrialisierungszeit eine „Konsumgesellschaft“ der industrialisierten Welt folgen zu lassen: Auf ein produktivistisches Arrangement des Sozialen, das in Mitteleuropa bis

1 Für ihre kritischen Anmerkungen danke ich Julia Stegmann (Berlin).

2 Zur Begriffsgeschichte allgemein: Conze: Arbeit, 1972. Kocka: Work, 2010.

zum Ende der vierziger Jahre vorherrschend gewesen sei, folgte gemäß dieser Darstellung ein konsumistisches, das sich bis heute nicht grundlegend verändert habe.³ Das Credo der VertreterInnen dieser Argumentationsweise beschrieb Andreas Wirsching in einem 2009 veröffentlichten Artikel: „In den modernen Massengesellschaften ist es immer weniger die Arbeit, die die Konstruktion von Individualität erlaubt, als vielmehr der Konsum, über dem sich die Identität des einzelnen konstruiert und bestimmt.“⁴ Während in der philosophischen Debatte der Industrialisierungszeit die Forderung nach einem „Recht auf Faulheit“⁵ das emphatische Arbeitsverständnis herausforderte, folgt in dieser historischen Erzählung die Freizeit- und Konsumgesellschaft auf die Arbeitsgesellschaft. Oder, wie Wirsching an anderer Stelle schreibt: „Not only did consumption and the consumer society become favourite subjects for research, but consumption was seen as a – perhaps the – key to the historical analysis of modern societies.“⁶

Jenseits der zweifellos notwendigen Erweiterung des Feldes der (Zeit-) Geschichte ist eine dualistische Gegenüberstellung von Arbeit und Konsum aus verschiedenen Gründen problematisch. Wirsching selbst kritisiert im Schlussabschnitt des zitierten deutschsprachigen Textes, in dem er auf die „Grenzen des konsumistischen Paradigmas“ eingeht, die verkappte Linearität dieser Erzählung. Auch fragt er im Titel vorsichtig „Konsum statt Arbeit?“⁷ In seiner Argumentation schickt er sich jedoch nur scheinbar an, den Kern der Darstellung mehr als nur rhetorisch in Frage zu stellen: Er weist lediglich darauf hin, dass eine Lohnarbeit und damit ein Einkommen zu haben, nach wie vor die absolute Bedingung für die Teilhabe an der Konsumgesellschaft sei.⁸ Als Identitätsangebot scheint die Arbeit jedoch, Wirsching zufolge, zunehmend ausgedient zu haben: „And the more workers saw themselves as consumers, the larger their non-working time bud-

3 Vgl. etwa den sehr anregenden Artikel von Stoff: Produktivismus, 2001.

4 Wirsching: Konsum, 2009, S. 173.

5 Lafargue: Recht, 1887.

6 Wirsching: Work, 2011, S. 15.

7 In seinem Aufsatz aus dem Jahr 2011 ist das Fragezeichen dann allerdings verschwunden.

8 Wirsching: Konsum, 2009, S. 198.

gets and the fatter their pay-packets, the more consumption tended to replace work as the determiner of individual identity.“⁹

Der vorliegende Artikel, der auf den ersten Recherchen für ein größeres Forschungsprojekt zur Geschichte „produktiver“ Körper im zwanzigsten Jahrhundert basiert, nimmt die hier skizzierte Fragestellung auf. Eine Geschichte von Arbeit und Konsum im zwanzigsten Jahrhundert, so die These, benötigt einiges an Differenzierungen, um weder in die Falle linearer Darstellungen zu tappen, noch die Veränderungen auszublenden, die mit dem Aufkommen (massen-)konsumgesellschaftlicher Strukturen verbunden waren. Von einer Kontinuität der Bewertung von Arbeit und Konsum im zwanzigsten Jahrhundert kann nicht die Rede sein. Ebenso wenig lässt sich ein „spektakulärer Paradigmenwechsel“ ausmachen, im Verlaufe dessen der Konsum die Arbeit als wesentlichen Faktor der Subjektivation¹⁰ ersetzt habe, wie es in der redaktionellen Einführung zu Wirschings Artikel in den *Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte* heißt. Die von mir im Folgenden ausgewerteten Quellen lassen vielmehr vermuten, dass solche Thesen in doppelter Hinsicht differenziert werden müssen: Zunächst muss genauer bestimmt werden, inwiefern die Arbeit in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts als zentrales Identifikations- oder Kohärenzangebot fungierte. Ich argumentiere, dass weniger die schaffende Arbeit im Sinne ihrer emphatischen Bestimmung im philosophischen Diskurs ein solches Angebot darstellte, denn verschiedene konkrete Bedingungen, die (auch) am Arbeitsplatz vorzufinden sind. In den von mir untersuchten Quellen werden sowohl das Arbeitsklima und die Gestaltung des Arbeitsplatzes erwähnt, als auch die Möglichkeit, Neues zu lernen oder Karriere zu machen. Anschließend zeige ich, dass von einer weitgehenden oder zunehmenden Verlagerung dieser Funktion auf den Konsum nicht die Rede sein kann. Mit der Etablierung konsumgesellschaftlicher Strukturen erweiterte sich zwar die Palette der Identitätsangebote. Das bedeutet aber nicht, dass sich die Bedeutung des Arbeitens grundlegend verändert hätte. Zusammen mit dem Kon-

9 Wirsching: Work, 2011, S. 18.

10 Ich verwende diesen Begriff in Anlehnung an Butler: *Psyche*, 2001, S. 81ff. und Anm. 1. Übersetzung des Begriffs „assujettissement“ bei Foucault, um den Prozess der Subjektkonstitution von der aktuellen Debatte um die „Subjektivierung der Arbeit“ (vgl. dazu etwa Schönberger: *Widerständigkeit*, 2007, S. 78) zu unterscheiden.

sum und anderen Lebensbereichen bestimmte es weiterhin die Konstruktion von Selbstverhältnissen.

Die Quellenbasis der folgenden Ausführungen setzt sich in der Hauptsache aus Egodokumenten zusammen. Zum einen handelt es sich um Tagebücher und Briefe junger Angestellter sowie von Personen aus kleinbürgerlichem Milieu, die zwischen ca. 1910 und 1970 im deutschsprachigen Raum verfasst wurden. Großenteils sind die hier ausgewerteten Dokumente Teil der *Sammlung Frauennachlässe* am Institut für Geschichte der Universität Wien. Zum anderen stützt sich meine Argumentation auf die Auswertung von Berufsschulaufsätzen aus der Sammlung Wilhelm und Elfriede Roeßlers, die heute im *Archiv „Deutsches Gedächtnis“* der Fernuniversität Hagen in Lüdenscheid liegen. Mit Unterstützung durch Schulbehörden und Kultusministerien sammelten die beiden PädagogInnen in den fünfziger Jahren Aufsätze von SchülerInnen und BerufsschülerInnen aus dem gesamten Gebiet der damaligen Bundesrepublik Deutschland. Im Gegensatz zum Korpus der Tagebücher und Briefe handelt es sich bei den VerfasserInnen dieser Dokumente zum überwiegenden Teil um ArbeiterInnen.¹¹ Der Vergleich der beiden Teilkorpora ermöglicht es somit, die klassenspezifischen Schreibbedingungen zu berücksichtigen.

Der Untersuchungszeitraum wurde mit der im Titel angegebenen Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts bewusst unscharf eingegrenzt. Da die Berufsschulaufsätze ausschließlich aus den fünfziger Jahren stammen, steht dieser Zeitraum eindeutig im Zentrum. Über die weiteren Egodokumente wird darüber hinaus ein Bogen vom ersten Drittel des Jahrhunderts bis in die sechziger Jahre gespannt. Insgesamt geht es mir weniger darum, abschließende Erkenntnisse über einzelne Zeiträume zu präsentieren, als zur Beantwortung der Frage beizutragen, wie eine Geschichte von Arbeit und Konsum im zwanzigsten Jahrhundert geschrieben werden könnte, die weder im emphatischen Diskurs der Arbeitsgesellschaft aufgeht, noch grundsätzlich zu bestreiten neigt, dass der (Erwerbs-)Arbeit auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch ein großes Gewicht für Subjektivationsprozesse zukam.

11 Die Resultate der Studie wurden in Roeßler: *Jugend*, 1957 veröffentlicht. Für eine Beschreibung der Sammlung vgl. Abels/Krüger/Rohrman: *Jugend*, 1989.

2. AUF DER ARBEIT: FORDERUNGEN AN DEN ARBEITSPLATZ

In der Einleitung seines 2010 erschienenen Sammelbandes *Work in a Modern Society* fragt Jürgen Kocka, inwiefern die zentrale Stellung, welche die Arbeit in der philosophischen Diskussion im neunzehnten Jahrhundert hatte, auch in den Selbstverhältnissen der Arbeitenden ihre Entsprechung gefunden habe. Auf der Basis utopischer Schriften, die zwischen der frühen Neuzeit und dem späten neunzehnten Jahrhundert verfasst wurden, kommt er zu einem eindeutigen Schluss: „It was, first of all, and without exception, the hardship of manual work, labour’s toil and trouble, which was to be overcome: through the shortening of work hours [...] and the liberating effects of modern technology“.¹² Kocka geht davon aus, dass sich diese Forderungen weniger auf normativ-abstrakte Überlegungen, als auf empirische Beobachtungen in Fabriken und Werkstätten gestützt hätten. Im 19. Jahrhundert habe sich die Spannung zwischen der sichtbaren Arbeitswelt und den emphatischen Arbeitskonzepten akzentuiert und sei zum Gegenstand einer öffentlichen Debatte geworden. Als deren Resultat innerhalb der philosophischen Diskussion könne die Konstruktion des Entfremdungs- und des Ausbeutungsbegriffs gesehen werden. Von der ArbeiterInnenbewegung sei der Hinweis auf die Spannung zwischen Realität und Ideal dazu verwendet worden, politische Forderungen zu unterstützen: Wenn die Bestimmung der Arbeit und ihre aktuelle Verfassung so offensichtlich auseinander klafften, musste entweder erstere geändert oder aber die realen Umstände verbessert werden. Dass eher Letzteres angestrebt wurde, schreibt Kocka, liege nicht nur in den von den Eliten der ArbeiterInnenbewegung entwickelten Programmen begründet, sondern auch in den Selbstverhältnissen der Arbeitenden selbst: „By looking more closely at the grassroots level of the emerging socialist labour movement, one can see that active but ordinary workers had a demanding, ambitious understanding of their work as qualified, productive, masculine and culturally important.“¹³

Inwiefern das auch für jene ArbeiterInnen galt, die den Organisationen der Bewegung mehr oder weniger fern standen, lässt Kocka offen. Es ist jedoch nicht undenkbar, dass auch sie auf emphatische Konzepte Bezug ge-

12 Kocka: *Work*, 2010, S. 6.

13 Ebd., S. 9.

nommen hätten, wenn sie explizit danach gefragt worden wären. Dies würde allerdings nur bedingt etwas darüber aussagen, wie sie ihre Arbeit im Alltag wahrnahmen und welche Rolle diese für ihr Selbstverhältnis spielte. Hier dürften die spezifischen Lebensumstände wichtiger gewesen sein, als die über die Medien, die Schule und die verschiedenen „Organisationen der Arbeitswelt“ popularisierten abstrakten Arbeitsbegriffe. Gegenstand und Anlass der Selbstthematizierung dürfte somit für die meisten Personen nicht nur ein abstrakter Begriff der (schaffenden) Arbeit gewesen sein, sondern vor allem die konkreten und alltäglichen Situationen am *Arbeitsplatz* und die dort verrichteten *Tätigkeiten*. Veranstaltungen von Bildungsinstitutionen und Parteien hingegen, in deren Rahmen allgemeine Reflexionen über die Arbeit eher einen Platz hatten, dürften für die meisten ArbeiterInnen Ausnahmesituationen gewesen sein, auch wenn sie nicht ohne Einfluss blieben. „[S]chon in den ersten Klassen [...] predigt der Lehrer: ‚Erst die Arbeit, dann das Spiel.‘ [...] So werden wir schon früh gelehrt, unsere Zeit einzuteilen“¹⁴, heißt es in einem der Berufsschulaufsätze.

Einen Einblick in den Alltag junger Arbeitender in den fünfziger Jahren und die damit verbundenen Formen der Selbstthematizierung ermöglicht eine Serie von Berufsschulaufsätzen aus dem Roeßler-Archiv, die zum Thema „mein Arbeitsplatz“ verfasst wurden. Zweifellos stellt die kommunikative Form des Schulaufsatzes keinen neutralen Ort für die Äußerungen der SchülerInnen dar. So dürfte es sich bei der (Berufs-)Schule um eine der Institutionen gehandelt haben, über die hegemoniale Diskurse wie die emphatischen Konzepte der schaffenden Arbeit popularisiert wurden. Zugleich bezeugen verschiedene Aspekte die Offenheit der Situation: So ist darauf hinzuweisen, dass die Roeßlers oftmals selbst anwesend waren und zahlreiche Gruppengespräche mit den Jugendlichen führten. Zudem waren die Lehrpersonen gebeten worden, die Anonymität zu wahren und die Aufsätze

14 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 182 (14.1.1956). Es handelt sich um eine automatische Nummerierung. Sie beginnt jeweils mit der Nummer 100 für das Titelblatt. Bei mehrseitigen Dokumenten wird jeweils die Nummer der ersten Seite angegeben. Die Kürzel in den Archivangaben haben folgende Bedeutungen: BS: Berufsschule; HS: Handelsschule; KB: Kaufmännische Berufsschule; MB: Mädchenbildungsschule; U: Unterstufe; M: Mittelstufe; O: Oberstufe. Die Orthographie und Zeichensetzung der Originale wurden übernommen, alle Namen anonymisiert.

nicht anzuschauen. Auch wenn dieser Aufforderung sicherlich nicht in allen Fällen entsprochen wurde, dürfte der eingespielte Kommunikationsrahmen des Aufsatzes in der Deutschstunde doch zumindest teilweise aufgebrochen worden sein. Dies und die Wahl einer offenen Aufsatzform dürfte eine Umgebung geschaffen haben, die den Schreibenden über die Aufsatzthemen hinaus relativ wenige Vorgaben machte.¹⁵

Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die Texte sehr unterschiedlich aufgebaut sind und dass die Themen einen großen Bereich abdecken. So berichteten viele über den Weg zur Arbeit oder beschrieben, wie sie ihre Freizeit verbrachten. Auch Fragmente der emphatischen Arbeitskonzepte werden vereinzelt erwähnt, am deutlichsten im Text von Gudrun S., einer etwa 15-jährigen Fabrikarbeiterin aus Aachen. Er beginnt mit folgenden Worten: „Im Schaffen liegt das Glück des Lebens, du suchst es im Besitz vergebens. Ja ein wahres Sprichwort.“¹⁶ Aus dem Zusammenhang des restlichen Aufsatzes ist allerdings zu ersehen, dass die Arbeit für Gudrun S. gerade (auch) insofern Glück bedeutete, als sie die konkret ausgeübten Tätigkeiten als befriedigend empfand und die Beschaffenheit des Arbeitsplatzes ihren Wünschen entsprach. Dies erlaubte es ihr, sich selbst auf eine positive Weise zu thematisieren. Diese beiden Aspekte der Aufsätze – die Formen der Selbstthematization am Arbeitsplatz und die Forderungen, die an diesen und die dort verrichteten Tätigkeiten gestellt wurden – stehen im Zentrum dieses und des folgenden Abschnittes.

Mit dem Unterthema „Licht- und Schattenseiten“ hatten die Roeblers bereits ein konkretes Narrativ vorgegeben, an dem sich die BerufsschülerInnen beim Verfassen ihrer Aufsätze orientieren konnten. Kritik zu äußern war also explizit erwünscht, auch wenn gleichzeitig eine ausgewogene Darstellung vorgeschlagen wurde.¹⁷ Es erstaunt deshalb, wie wenig die meisten BerufsschülerInnen über die negativen Aspekte ihres Arbeitsplatzes zu berichten wussten. „Schattenseiten habe ich keine“¹⁸, heißt es bezeichnender-

15 Zur Methode der Untersuchung vgl. Abels/Krüger/Rohrmann: Jugend, 1989, S. 141-145. Roebler: Jugend, 1957, S. 21-31. Zu den Aufsatzformen in jener Zeit, Ludwig: Schulaufsatz, 1988, Kapitel XI.

16 Roebler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 182 (Januar 1956).

17 Es ist allerdings aus den vorhandenen Aufsätzen nicht klar ersichtlich, ob das Unterthema in den Aufgabenstellungen immer angegeben wurde.

18 Roebler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 185 (23.1.1956).

weise im Text einer Wäschereiarbeiterin. In dieser Hinsicht fällt allerdings ein deutlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern auf. Während lediglich acht Prozent der jungen Frauen deutliche und ein weiteres Fünftel leise Vorbehalte bezüglich des Arbeitsplatzes und der dort zu verrichtenden Tätigkeiten äußerten, hielten sich fast zwei Fünftel der jungen Männer mit negativen Bemerkungen nicht zurück. Ein weiteres Viertel von ihnen formulierte ebenfalls Kritik, jedoch in eher zurückhaltender Weise.¹⁹ Männliche Azubis waren also offenbar eher bereit, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen, als ihre weiblichen Kolleginnen. Bezüglich des Inhalts unterscheiden sich die von Männern und Frauen vorgebrachten Kritikpunkte allerdings kaum. „Mein Arbeitsplatz“, schrieb ein 17-jähriger Former-Lehrling, „ist nichts schönes, er ist zu staubig und es ist keine gute Luft drin. Im Winter pfeift [es] zu allen Ecken herein. [...] Ob man heute oder morgen drin umfällt das ist egal. Ist man einige Jahre da, dann bekommt man schon gleich eine Staublunge.“²⁰

Auch in vielen anderen Berichten werden die klimatischen und hygienischen Bedingungen am Arbeitsplatz erwähnt. Diese Arbeitsplätze werden jedoch als „sauber“, nicht allzu „laut“, „modern“ oder gut durchlüftet beschrieben, was in den Augen der BerufsschülerInnen von großer Bedeutung war. Unbefriedigende Situationen wurden deshalb nicht in jedem Fall hin- genommen: „Bei uns in der Gießerei müßte daher noch viel getan werden um da Menschenleben zu schützen“, heißt es beispielsweise im oben zitierten Aufsatz. Die kommunikative Form der hier untersuchten Aufsätze scheint also durchaus die Möglichkeit geboten zu haben, die Zustände im

19 Da die Schreibenden aus Aachen (Frauen) beziehungsweise Trier (Männer) stammten, dürfte die regionale Herkunft kaum eine Rolle spielen. In beiden Fällen handelte es sich um mittelgroße westdeutsche Städte mit damals rund 150.000 bzw. 85.000 EinwohnerInnen. Ob das Alter – die Männer waren ca. zwei Jahr älter als die Frauen – eine Rolle spielt, kann auf der Basis der Stichprobe nicht bestimmt werden. Darüber hinaus ist auffällig, dass sich unter denjenigen Berufsschülern, in deren Texten die negativen Beschreibungen überwiegen, eine Gruppe von Former-Lehrlingen befand. Ob Gruppendynamiken – es gibt Hinweise, dass sie gegenseitig abgeschrieben oder sich abgesprochen haben – oder die schwere Arbeit in der Stahlindustrie für die Kritik verantwortlich waren, lässt sich anhand meiner Stichprobe ebenfalls nicht eruieren.

20 Roeßler-Archiv, BS Trier O, Nr. 112 (16.6.1956).

Betrieb oder am Arbeitsplatz zu hinterfragen. Die Konsequenz aus als unzumutbar empfundenen Arbeitsbedingungen zu ziehen und die Stelle zu wechseln, erwogen allerdings nur Einzelne. „Ich persönlich bin mit der Arbeit u. der Umgebung gar nicht zufrieden u. habe vor, die Stelle so bald wie möglich zu wechseln“;²¹ schrieb eine junge Frau lapidar, die sich über den Schmutz und weitere Unannehmlichkeiten in einer Aachener Gummifabrik beklagte. Einige Weitere hatten diesen Schritt bereits unternommen, was zweifellos angesichts der sinkenden Arbeitslosigkeit in der BRD um die Mitte der fünfziger Jahre erleichtert wurde.²²

Neben den bereits erwähnten Bewertungskriterien, die vor allem die Beschaffenheit der Räumlichkeiten beschreiben, werden in den Aufsätzen verschiedene weitere Eigenschaften erwähnt, die in den Augen der Schreibenden nicht weniger ins Gewicht fielen: die Arbeitszeiten, die Bezahlung und das Verhältnis unter den Arbeitenden beziehungsweise zu den Vorgesetzten. Die Stimmung am Arbeitsplatz war offenbar so wichtig, dass sogar ein Berufsschüler, in dessen Text ansonsten ausschließlich die schärfste Kritik geäußert wird, mit einem versöhnlichen Hinweis darauf schloss: „Wen[n] man sich auf dem Arbeitsplatz mit seinen Kameraden verträgt arbeitet es sich viel leichter.“²³ Von Vorgesetzten wollten die jungen ArbeiterInnen und Angestellten darüber hinaus empathisch behandelt werden und für gute Arbeit erwarteten sie entsprechende Anerkennung und die Möglichkeit, sich im Ausgleich auch einmal die eine oder andere Freiheit gönnen zu dürfen. Dazu passt, dass der Betrieb verschiedentlich als paternalistisch geführte, familienähnliche Institution beschrieben wird: „Unser Chef behält uns das[s] wir nicht Arbeitslos werden. Das danken wir ihm mit unserer Treue.“²⁴ Organisationen der ArbeiterInnenbewegung werden lediglich in einem einzigen Text erwähnt, in dem neben dem „guten Meister“ auch der Betriebsrat zu den festen Bestandteilen des wohlgeordneten Betriebs gezählt wird.²⁵

Manchmal ist die Kritik an den Umständen mit einer vagen Hoffnung auf Besserung verbunden, was angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen

21 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 153 (23.1.1956).

22 Vgl. Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 55.

23 Roeßler-Archiv, BS Trier O, Nr. 110 (16.6.1956).

24 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 127 (20.1.1956).

25 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 222 (18.1.1955 [1956]).

Lage jener Jahre nicht ganz unbegründet war. Wie Axel Schildt schreibt, wurden solche Hoffnungen von der Mehrheit der Westdeutschen geteilt.²⁶ Konkrete Forderungen an die Verhältnisse in der Produktion²⁷ zu stellen, dürfte in ihren Augen den erfolgversprechenderen Weg dargestellt haben, als die Produktionsverhältnisse grundsätzlich in Frage zu stellen. So finden sich nur einzelne Hinweise auf grundsätzlich verschiedene Interessen von Arbeitenden und BesitzerInnen der Produktionsmittel.²⁸ Wie ich bereits angemerkt habe, stellen Berufsschulaufsätze allerdings nicht unbedingt den bevorzugten Ort für entsprechende Überlegungen dar. Zudem dürfte die Aufforderung, auch die „Lichtseiten“ des Arbeitsplatzes zu schildern, nicht ohne Einfluss geblieben sein: In der Fragestellung selbst war ein harmonisierendes Narrativ bereits angelegt.²⁹

Zu den Faktoren, die eine „wohlgeordnete“ Arbeit in den Augen der BerufsschülerInnen auszeichneten und bezüglich derer sie auf eine positive Entwicklung hoffen konnten, zählte ferner die Arbeitszeit. Ihre wöchentliche Länge sollte begrenzt und der Arbeitstag klar strukturiert sein:

„Daß ich übermäßig lange arbeite, kann ich von mir eigentlich nicht sagen, aber ich weiß vorher nie, wann ich aufhören kann. Ich glaube, daß ist auch der Grund, weshalb die meisten Mädchen nicht in den Haushalt wollen und auf die Fabrik gehen, denn dort hat man geregelte Arbeitszeit. Ich würde mich freuen, wenn dies auch in die Hauswirtschaft eingeführt würde.“³⁰

Deutlich spiegeln sich in solchen Äußerungen die zeitgenössischen Debatten um die 40-Stunden-Woche und den arbeitsfreien Samstag wider.³¹ Anders als die oben beschriebenen Anforderungen an Arbeitsplatz und Tätigkeiten verweist die Thematik der Arbeitszeit auch auf die Freizeit und den Konsum. Sie könne nie etwas Festes abmachen, beklagte sich beispielsweise die zitierte Hausangestellte.

26 Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 310-314.

27 Vgl. dazu Burawoy: *Manufacturing Consent*, 1979, S. 15.

28 Das deckt sich mit den Angaben bei Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 311f.

29 Ähnliche Vorbehalte sind auch im Zusammenhang mit den von Schildt verwendeten Umfrageergebnissen zu diskutieren.

30 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 197 (23.1.1956).

31 Vgl. dazu Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, Kapitel II.2.

Ebenfalls einen direkten Bezug zu Freizeit und Konsum weist das letzte zentrale Bewertungskriterium auf: die Entlohnung. Vor dem Hintergrund der Ausführungen im vorletzten Abschnitt dürfte die Annahme nicht unbegründet sein, dass es bei den häufigen Klagen über schlechte Bezahlung oder unentgeltlich zu leistende Überstunden auch um die eigene Kaufkraft ging. Die Höhe des Gehalts oder des Lohns war aber auch deshalb wichtig, weil man zu Hause einen Teil davon abgeben musste oder wollte. Manche scheinen sogar die ganze Familie ernährt zu haben: „Sollte es etwa keine Lohnerh[öh]ung geben werde ich mich nach einer anderen Arbeit umsehen müssen, da es viel zu wenig für vier Personen ist“,³² schrieb ein 17-jähriger Packer, dem es ansonsten auf seiner Arbeit sehr gut gefiel. Vergleicht man solche Äußerungen mit ersten Ergebnissen aus meiner Analyse von Tagebüchern und Briefen von Angestellten aus den zwanziger und dreißiger Jahren, so zeigen sich deutliche Parallelen: Für viele scheint die Lohnarbeit, wenn sie überhaupt thematisiert wurde, vor allem (auch) der Existenzsicherung gedient zu haben. In einem Brief an ihre Schwester berichtete eine junge Frau, dass ein Verwandter zum ersten Werkmeister aufgestiegen sei. Sie freue sich für ihn, „dass er es so weit gebracht hat. Angenehm dabei ist eines [...], er kommt ins Angestelltenverhältnis, und kann daher nicht mehr von heute auf morgen gekündigt werden. Ist dies ebenfalls ein sehr grosser Vorteil.“³³

Gutes Arbeits- und Raumklima, geregelte Arbeitszeiten und ein zumindest die existenziellen Bedürfnisse sichernder, zunehmend aber auch weiteren Konsum ermöglichender Verdienst waren also die Anforderungen, welche die Arbeitsplätze erfüllen sollten. Da die dort zu verrichtenden Tätigkeiten im Fall vieler ArbeiterInnen repetitiv und wenig anspruchsvoll waren, stellten diese Umstände jene Faktoren dar, auf die sie einen, wenn auch beschränkten, Einfluss hatten – als ultima ratio konnten sie die Stelle wechseln – oder bezüglich derer konkreten Personen oder Institutionen eine wesentliche Verantwortung zugeschrieben werden konnte. Es waren die KollegInnen, vor allem aber die Vorgesetzten und BesitzerInnen von Fabriken, Geschäften oder Werkstätten, von denen eine Erfüllung der Forderungen erwartet wurde. Den einzelnen Betrieben wurde somit auch ein gewisser

32 Roeßler-Archiv, TR BS O, Nr. 102 (Juni 1956).

33 Sammlung Frauennachlässe (im Folgenden: SFN), NL 152 I, Brief vom 2.10.1939.

Handlungsspielraum zugeschrieben; nur in Ausnahmefällen wurde mit der „spezifischen Wettbewerbssituation“ argumentiert. All dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch die Tätigkeiten selbst bewertet worden wären. Ein grundlegender Anspruch an diese lässt sich deutlich herausarbeiten: Sie sollten „interessant“ beziehungsweise nicht allzu „langweilig“ sein. Zugleich sollte der Arbeitsrhythmus erträglich bleiben: „Durch die verschiedenen Arten der Stoffe und Farben der Hemden, habe ich etwas Abwechslung. Es ist oft sehr langweilig die Arbeit zu verrichten. Die Arbeit ist nicht schwer aber nervenaufregend“³⁴ schrieb eine junge Frau, die in einer Fabrik für Herrenwäsche arbeitete und sich darüber beklagte, dass ihre Kollegin und sie es kaum je schafften, die geforderte Arbeitsleistung zu erbringen.

Mit ihrer positiven Bewertung abwechslungsreicher Tätigkeiten nahmen die BerufsschülerInnen eine Forderung auf, die schon die von Kocka beschriebenen utopischen Schriften enthielten: „Finally, it was the monotony of specialized work that they wished to remedy by permanent alteration, so that work could better serve the purpose of human self-realization.“³⁵ Ein vergleichbares Argument stellt auch einen wichtigen Aspekt jenes Strangs der Kapitalismuskritik dar, welcher die monotone Industriearbeit als grundsätzlich entfremdet betrachtet. Doch auch ohne sich darauf zu beziehen, kann die Bedeutung, die der Gestaltung des Arbeitsplatzes zugemessen wird, als Versuch gewertet werden, angesichts der Notwendigkeit der Existenzsicherung das Beste aus einer unbefriedigenden Erwerbsarbeit zu machen. Nicht nur die schaffende Selbstverwirklichung, sondern auch die gute Stimmung am Arbeitsplatz oder die Qualität der Tätigkeiten stellen somit Faktoren dar, die eine Rolle für die Selbstverhältnisse der Arbeitenden spielen können. Dies stellt zugleich auch eine Antwort auf die – implizit auch in der Einleitung dieses Bandes angesprochene – alte Frage dar, wie die Menschen zum Arbeiten gebracht werden: Es sind nicht nur die pure Notwendigkeit der Existenzsicherung im Kapitalismus und andere Zwangsmittel, aber auch nicht nur Praktiken der Disziplinierung, sondern vor allem eine Vielzahl „weicher“ Identifikationsangebote, vom produktivistischen Arbeitsethos bis hin zu verschiedenen „atmosphärischen“ Aspekten des Arbeitsplatzes. Auf ein weiteres Subjektivationsangebot, die mit

34 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 148 (21.1.1956).

35 Kocka: Work, 2010, S. 6.

dem Arbeiten verbundenen Formen der Selbstthematization, gehe ich im Folgenden ein.

3. AN DER ARBEIT: SELBSTTHEMATISIERUNGEN

„Er ist nichts schönes. Er ist staubig und schmutzig. Es ist zu lang 8 Stunden zu arbeiten dabei wird man zu müde“,³⁶ heißt es im Aufsatz eines Former-Lehrlings, dessen Ähnlichkeit mit dem im vorangehenden Abschnitt zitierten Text eines Berufsgenossen aus seiner Klasse auffällig ist. Anders als seine Kollegen und die meisten weiteren jungen BerufsschülerInnen gehörte er zu jener Minderheit der EinwohnerInnen der BRD in den fünfziger Jahren,³⁷ die der Arbeit an sich nicht viel abgewinnen konnte: „Es wär mir am liebsten[,] wenn ich überhaupt nicht angefangen [hätte] zu Arbeiten. Was haben es die Menschen so gut[,] die nicht brauchen zu arbeiten und doch genug Geld haben.“ Wie einige weitere VerfasserInnen von Aufsätzen, die dem vergleichsweise angenehmen Leben der Schulzeit nachträumen, scheint er sich allerdings mit seiner Situation abgefunden zu haben: „Doch müßen es auch Menschen geben die Arbeiten, unter denen ich auch bin. Ich bin aber an die Arbeit gewohnt und werde arbeiten um Geld zu verdienen. Ein junger Mensch soll Arbeiten den das Sprichwort lautet Müsiggang ist aller Laster Anfang.“ Es wäre eine vorschnelle Interpretation, den letzten Satz schlicht als bedeutungsloses Zugeständnis an einen von ihm nicht geteilten emphatischen Arbeitsdiskurs zu betrachten und davon auszugehen, dass damit nicht auch ein Aspekt des Selbstverhältnisses des Schreibenden thematisiert worden sei. Der Rückgriff auf abstrakte Vorstellungen wie den Verweis auf die moralische Überlegenheit könnte für ihn eine (prekäre) Möglichkeit gewesen sein, das Fehlen anderer Kohärenzangebote am Arbeitsplatz oder während des Arbeitens auszugleichen.

Andere Formen der Selbstthematization fallen demgegenüber durch ihre Konkretheit auf. So war es beispielsweise für eine junge Arbeiterin

36 Roeßler-Archiv, BS Trier O, Nr. 110 (16.6.1956).

37 Gemäß Schildt stimmten 1952 und 1963 nur jeweils fünfzehn Prozent der vom Allensbacher Institut für Demoskopie befragten Westdeutschen der These zu, dass ein Leben ohne Arbeit am schönsten wäre: Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 314.

wichtig, ihre Arbeit „zuverlässig“ zu verrichten. Nicht bedeutsam war dagegen, in welchem Bereich sie arbeitete. Ihr Text endet mit den Worten: „Auch der junge Mensch kann an sich selbst erfahren welche innere Beglückung, Bereicherung eine sorgfältige ausgefüllte Arbeit gewährt.“³⁸ Da es sich bei der Verfasserin dieser Zeilen um Gudrun S. handelt, aus deren Aufsatz ich bereits das Sprichwort, dass das Glück im Schaffen liege, zitiert habe, führen diese Äußerungen auch zu einer Konkretisierung des Sprichworts selbst. Der Begriff Schaffen verweist dann weniger auf ein produktivistisches Arbeitsethos, als dass es schlicht ein Synonym für Arbeiten darstellt. Als Gegenstand der Konstruktion eines Selbstverhältnisses dürfte also die – für eine nicht direkt in der Produktion tätige Fabrikarbeiterin schwierige – Identifikation mit den im Betrieb hergestellten Produkten kaum gedient haben. Wie für die Mehrheit der BerufsschülerInnen erfüllten diese Funktion eher der Arbeitsplatz, die dort verrichteten Tätigkeiten sowie die an sich selbst gerichtete Forderung, sorgfältig und zuverlässig zu arbeiten. Die Zuschreibung dieser Eigenschaften ermöglichte es ihr, sich in ihrer spezifischen Lage in einer sozial anerkannten Art und Weise zu thematisieren.³⁹

Mit anderen Worten: Das Glück fand Gudrun S. nicht durch das produktive Schaffen, sondern dadurch, dass sie über die Arbeit ein zufriedenstellendes Selbstverhältnis etablieren und sozial angesehene Eigenschaften erlernen konnte. Trotz der mehr oder weniger leisen Kritik an der Härte und den Ungerechtigkeiten, die ihnen vonseiten der Ausbildenden widerfahren, scheinen sich viele BerufsschülerInnen nicht zuletzt deshalb mit ihrer Situation als Azubis identifiziert zu haben. So schrieb eine junge Frau, die in einer Bügelanstalt arbeitete: „Ab und zu wenn wir etwas falsch machen werden wir sehr grob angeschrien. Dann ist der ganze Tag wie verhaut. Aber ich sag mir immer, durch Dummheit wird man klug.“⁴⁰ Neben der Sorgfalt und der Zuverlässigkeit wurden hauptsächlich Ordentlichkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit als Eigenschaften aufgezählt, die es im Rahmen der Ausbildung zu erlernen galt. „Der Arbeitgeber“, erklärte eine Arbeiterin, „sieht dann wenigstens, daß wir ein bißchen Sauberkeit und Häuslich-

38 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 182 (Januar 1956).

39 Zum Kanon der am positivsten bewerteten Eigenschaften – Fleiß, Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit und Strebsamkeit – vgl. Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 314.

40 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 179 (Januar 1956).

keit gelernt haben. [...] Jeder Mensch hat seine Vorschriften und seine Pflichten. Es wäre ein heftiges durcheinander, wenn jeder Arbeiter, Lehrling oder Geselle seine Arbeitsstatt ohne aufzuräumen verläßt.“⁴¹

Es lässt sich nicht bestimmen, inwiefern die spezifische Kommunikationssituation – das Schreiben im Rahmen einer von den hegemonialen Vorstellungen nicht unabhängigen Institution – solche Formen der Selbstthematisierung förderte. Dass sie keinerlei Bezug zu den Selbstverhältnissen der Schreibenden gehabt hätten, scheint dennoch unwahrscheinlich zu sein. In verschiedenen Texten, in denen über das bereits Erreichte berichtet wird, ist denn auch eine gewisse Selbstzufriedenheit erkennbar: „Pünktlichkeit sollte sich meines Erachtens jeder zur Regel machen“⁴², schrieb eine 20-jährige Büroangestellte. Unverkennbar ist mit solchen Äußerungen in vielen Fällen die Hoffnung auf eine „interessante“ Tätigkeit, auf berufliche Herausforderungen oder gar eine Karriere verbunden. Die zitierte Berufsschülerin fuhr fort: „Mir liegt es nicht, stupide an der Schreibmaschine zu sitzen und von morgens 8 Uhr bis abends um 6 Uhr mit 2 Stunden Mittagszeit im Büro zu sitzen und ich freue mich immer wieder darüber, daß mein Chef mir in dieser Beziehung sehr entgegen kommt.“ Gerade die Betonung der Sauberkeit lässt sich in einigen Fällen auch als Versuch verstehen, von der Fabrik ins Büro aufzusteigen, den Blaumann durch einen weißen Kragen zu ersetzen: „Ganz abgelegen von der Fabrik in einer Baracke ist mein Arbeitsplatz. Ich höre nichts von dem Fabrikleben und Lärm der Maschinen. Ab und zu darf ich auf dem Büro dienen“, schrieb Gudrun S. Ihre aktiveren KollegInnen setzten sich in der freien Zeit freiwillig ans Lernpult und bereiteten sich auf zukünftige Anforderungen vor. Andere hingegen beließen es beim Träumen:

„Manchmal aber glaube ich, in diesem Geschäft könnte ich nicht länger bleiben. Wohl im Geschäft, aber diese Art von Geschäft ist auch nicht das richtige. Ich träume manchmal von einem Arbeitsplatz ganz anderer Art. Er müßte mit Kleidern zusammenhängen und mit dekorieren und er müßte mir größere Aufstiegsmöglichkeiten bieten. Aber ich glaube, so einen Arbeitsplatz finde ich nie. Im Grunde genom-

41 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 120 (20.1.1956).

42 Roeßler-Archiv, KB Bremen M, Nr. 104 (30.1.1956).

men ist es bei uns im Geschäft sehr schön, aber da ist immer der andere Wunsch, nach dem ich mich sehne.“⁴³

Nicht beim Wunsch beließ es die 18-jährige Johanna B. aus der österreichischen Industriestadt Linz. Die Tatsache, dass sie eine Angestellte war, dürfte wohl nicht ohne Einfluss auf ihre Karriereträume und -chancen gewesen sein, selbst wenn der soziale Aufstieg in jener Zeit für einen zunehmenden Bevölkerungsanteil mindestens zum Gegenstand biographischer Projektionen werden konnte. Am 14. September 1957 schrieb Johanna B. folgende Zeilen in ihr Tagebuch: „Nun sitze ich schon eine ganze Woche auf der Post und finde mich am Briefschalter schon ganz gut zurecht. Nur mein ganzes Leben bleibe ich nicht da, höchstens 2-3 Jahre, dann gehe ich ins Ausland, auch wenn sie mich aufzufressen wünschen. Ich werde noch was ich will.“⁴⁴

Sie wolle nicht immer bloß ein „Rädchen an der Maschine“ bleiben, das ersetzt werde, „wenn es abgenutzt ist“ schrieb sie ein gutes Jahr später voller Leidenschaft und in deutlicher metaphorischer Abwendung von der in den Berufsschulaufsätzen durchaus positiv bewerteten Arbeit an Maschinen.⁴⁵ Zwei Jahre später setzte sie ihr Vorhaben um. Um ihre Fremdsprachenkenntnisse aufzubessern, arbeitete sie als Au-pair in England und Frankreich. In einem Bewerbungsschreiben für eine Au-pair-Stelle in der Westschweiz betonte sie: „Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß ich Sprachstudentin bin und mit Leuten zusammenkommen möchte, die gutes Französisch sprechen, da ansonsten ein Aufenthalt für mich von keinerlei Nutzen ist.“⁴⁶

Die zitierten Aussagen zeichnen das Bild einer jungen Frau, die mit allen Mitteln nach beruflichem Erfolg strebte – allerdings nicht ohne auf Widerstände unterschiedlichster Art zu treffen. So hatte sie nach der Matura nicht studieren können, und zwar nicht nur aus finanziellen Gründen. Wie sie im Jahr 2010 rückblickend erzählte, habe ihr der Vater, der selbst ab 1938 in der Wehrmacht Karriere gemacht hatte, die Studienerlaubnis ver-

43 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 151 (23.1.1956).

44 SFN, NL 152 II, Tagebuch Nr. 1, Eintrag vom 14.9.1957.

45 SFN, NL 152 II, Tagebuch Nr. 2, Eintrag vom 5.1.1959.

46 SFN, NL 152 II, Briefe, Formular „Anmeldeschein“, 2.3.1961, S. 2.

weigert, die damals für nicht Volljährige noch erforderlich war.⁴⁷ Ihre berufliche Karriere konnte sie also nicht ohne kleinere biographische Brüche und ein gewisses finanzielles Risiko in Angriff nehmen. So hatte sie etwa den Entschluss, auf eine gesicherte Beamtinnenlaufbahn bei der Post zu verzichten, gegen verschiedenerlei Widerstand durchsetzen müssen: „Du bist“, so ist in einem Brief eines Freundes zu lesen, „meiner Überlegung nach, etwas zu früh hier abgehauen. Vergiß nicht, daß Du nun bei der Post immerhin 1760.- S netto Anfangsgehalt beziehen würdest und das eigentlich gar nicht so schlecht ist. [...] Sag mir bitte, welcher Privatangestellte das mit einer derartigen Vorbildung bezieht?“⁴⁸ Sie selbst war jedoch überzeugt davon, durch entsprechende Anstrengungen ihre beruflichen Ziele erreichen zu können. Schon in der Schule hatte sie begonnen, Fremdsprachen zu lernen. Und so schaffte sie es schließlich, in Paris zu studieren. Anschließend war sie für eine internationale Organisation und für eine multinationale EDV-Firma tätig.⁴⁹

Von der Sorgfalt und Zuverlässigkeit bis zur karriereorientierten Weiterqualifikation: Es gab am Arbeitsplatz und während des Arbeitens verschiedene Identifikationsmöglichkeiten, die von den Arbeitenden je nach persönlicher Situation erwähnt wurden. Einige der im vorliegenden Abschnitt beschriebenen Formen der Selbstthematisierung, die Ansprüche der Arbeitenden, etwas Interessantes zu tun und beruflich weiter zu kommen, sind dabei von besonderem Interesse für eine Geschichte der Arbeit. Ihre Bedeutung nahm im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts zu, und zwar als Anforderung an die Arbeit genauso wie als Forderung der Arbeitsorganisation gegenüber den Arbeitenden. Die in den Sozialwissenschaften derzeit unter Schlagworten wie „Subjektivierung der Arbeit“ diskutierten Prozesse⁵⁰ führten zu einer zunehmenden Ausbeutung persönlicher Ressourcen. Sie erfordern die Bereitschaft der Einzelnen, an den eigenen Fähigkeiten zu arbeiten. Damit kommt die Arbeitsorganisation letztlich auch den beschriebenen Ansprüchen an Tätigkeiten und Arbeitsplätze entgegen. Die Ausrichtung auf Variation, „Kreativität“ und Karrieremöglichkeiten lässt sich deshalb als Modus beschreiben, über den sich die Verhältnisse im Betrieb un-

47 SFN, NL 152 II, Gesprächsprotokoll, 26.5. und 23.6.2010, S. 1.

48 SFN, NL 152 II, Brief an Johanna B., 23.10.1960.

49 SFN, NL 152 II, Gesprächsprotokoll, 26.5. und 23.6.2010, S. 8.

50 Vgl. dazu Schönberger: *Widerständigkeit*, 2007.

ter den Bedingungen (post-)fordistischer Industrie-, Dienstleistungs- und Konsumgesellschaften neu arrangierten und der die Entfremdungskritik, wie sie nicht zuletzt im Rahmen von *Gegenkultur* und *Neuen Sozialen Bewegungen* seit den sechziger Jahren artikuliert wurde,⁵¹ zumindest teilweise absorbierte. Dieser Prozess (unter anderen) dürfte dafür gesorgt haben, dass die Arbeit als Gegenstand der Konstruktion kohärenter Selbstverhältnisse nicht ausgedient hatte – trotz der schwindenden Möglichkeiten, sich im Sinne eines handwerklich-traditionellen Arbeitsethos im Produkt der eigenen Arbeit zu verwirklichen. Wenn Wirsching argumentiert, dass die Arbeit durch die mit dem Aufstieg des industriellen Kapitalismus verbundene Standardisierung selbst zu einem „mass-produced item on the market“⁵² geworden sei, so übersieht er diese Wandlungsfähigkeit: Die „dequalifizierenden“ Verhältnisse im fordistisch-tayloristischen Betrieb stellten nicht den Endpunkt der Geschichte industriegesellschaftlicher Formen der Arbeitsorganisation dar, abgesehen davon, dass sie zu keiner Zeit wirklich vorherrschend waren.⁵³ Nicht von der Hand zu weisen ist jedoch das im folgenden Abschnitt diskutierte Argument, dass die Arbeit als Identifikationsangebot durch das Aufkommen konsumistischer Subjektivationsformen herausgefordert wurde.

4. NACH DER ARBEIT: FREIZEIT ZWISCHEN KONSUM UND FAMILIE

Tatsächlich waren die Freizeit und der darin stattfindende Konsum ein wesentlicher Bestandteil der Selbstdarstellung in den Tagebüchern und Briefen von Johanna B. und anderen jungen Angestellten aus jener Zeit. Des Öfteren machten sie einen Einkaufsbummel, manche gingen mehrmals pro Woche ins Kino oder ins Theater und die meisten unternahmen Urlaubsreisen in südliche Länder: „Ca 18 Juli Abfahrt über Paris [...] an die Riviera. Bleiben dort solange die Moneten reichen“⁵⁴, schrieb Johanna B. am Ende

51 Vgl. nicht zuletzt Boltanski/Chiapello: Geist, 2003.

52 Wirsching: Reply, 2011, S. 34.

53 Vgl. dazu Hachtmann/von Saldern: Fließband, 2009, Abschnitt 5, die von einer „Polarisierung der Qualifikationen“ sprechen.

54 SFN, NL 152 II, Brief von Johanna B., 23.10.1960.

ihres Englandsaufenthalts an ihre Mutter. Auch viele der jungen ArbeiterInnen schilderten in ihren Berufsschulaufsätzen die Freude auf den Feierabend, den keineswegs alle zu Hause im Rahmen der Familie verbrachten: „Dann gehen wir noch zur Stadt da gibt es auch noch sehr viel zu sehn“,⁵⁵ berichtete eine junge Frau, die in einer Aachener Nadel- und Nagelfabrik arbeitete. Immer wieder werden in den Quellentexten die Freizeit und die darin stattfindenden Konsumhandlungen gar explizit gegen die Arbeit abgegrenzt: „Im Büro war ich auch heute, aber ich muß schon sagen, lieber bin ich in der Wildschönau über die Pisten gefahren, als in dem lausigen Loch da die Zeit totschiagen“,⁵⁶ schrieb Herbert K., ein kaufmännischer Angestellter aus Linz, im Frühjahr 1950 an seine Freundin. Auch viele Aachener HandelsschülerInnen, die sich dem Aufsatzthema „nach der Arbeit“ widmeten, betonten den Unterschied von Arbeits- und Freizeit. In mehr als zwei Dritteln der Texte wird auf den anstrengenden Arbeitstag hingewiesen, nach welchem „die Gesichter vieler Menschen [...] abgekämpft und abgespannt“ sind und alle sich „nach Ruhe und Ausspannung“ sehnen.⁵⁷ Viele beschrieben, wie sehr sie sich auf die freie Zeit freuten und schilderten eine Vielzahl von Aktivitäten, mit denen sie diese auszufüllen pflegten. Oft gehörten Konsumhandlungen dazu: der Besuch eines Kinos und andere Gelegenheiten, im „Trubel der Großstadt“ das hart verdiente Geld auszugeben.⁵⁸

Angestellten wie Herbert K., aber auch ArbeiterInnen ohne familiäre Verpflichtungen, eröffnete die Konsumgesellschaft also in der Tat neue Möglichkeiten der Selbstthematization. Man konnte sich nicht nur als arbeitende, sondern zunehmend auch als konsumierende Person wahrnehmen und inszenieren. Wichtig ist jedoch zu betonen, dass es sich dabei mehr um eine Ergänzung bestehender Angebote, als um eine (zunehmende) Ersetzung dieser handelte. Zumindest in den fünfziger Jahren dürften die Freizeit und der Konsum das Arbeiten und die Familie kaum als Gegenstände der Selbstthematization ersetzt haben. So ist es mehr als fraglich, ob die Lohnarbeit für die VerfasserInnen der hier untersuchten Egodokumente tat-

55 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 158 (23.1.1956). Zur Häuslichkeit vgl. Schildt: *Moderne Zeiten*, 1995, S. 110-121.

56 SFN, NL 108, Brief von Herbert K. an seine Freundin, 1.3.1950.

57 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 134 (14.1.1956).

58 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 125 (14.1.1956).

sächlich schlicht den Konsum in der Freizeit, also die Teilhabe an der Konsumgesellschaft, wie Wirsching argumentiert, ermöglichen sollte. Im Fall von Johanna B. beispielsweise finanzierte die nicht immer befriedigende Arbeit als Au-pair gleichermaßen die Urlaubsreisen in den Süden wie sie der Schulung der Sprachkenntnisse diente. Wichtig waren also die (konsumorientierte) Freizeit *und* die (karriereorientierte) Arbeit. Herbert K. hatte in seinem langjährigen Betrieb, dem „lausigen Loch“, zwar kaum Identifikationsmöglichkeiten und keine Karriereperspektive. Sobald er sich aber anschickte, seinen alten Traum umzusetzen und sich selbständig zu machen, spielte die Arbeit wieder eine zentrale Rolle. Er scheint sich also gerade dann hauptsächlich auf die Freizeit konzentriert zu haben, als es schwierig war, sich in positiver Art und Weise als Arbeitenden zu thematisieren. Dasselbe gilt auch für die BerufsschülerInnen: „Abends bin ich froh wenn ich nachhause gehen kann, dann erwartet mich mein Freund vor dem Geschäft, mit dem ich dann ins Kino gehe oder noch durch die Stadt bummle“,⁵⁹ schrieb eine Berufsschülerin, die weder zur Mitarbeiterin noch zur Vorgesetzten eine gute Beziehung hatte.

Auf den ersten Blick und ohne die Aufsätze über den Arbeitsplatz zu kennen, könnte man zwar aus den Texten zum Feierabend schließen, dass die Arbeit von den meisten BerufsschülerInnen als Mühsal und Zwang betrachtet wurde und dass sie nur danach trachteten, die Arbeitszeit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Bei genauerem Hinsehen wird aber deutlich, dass die Arbeit von vielen als zwar beschwerlicher, nichtsdestoweniger aber notwendiger Teil des Tages beschrieben wurde, auf den sie mit Zufriedenheit zurückblicken konnten: „Daß jemand froh ist, wenn Feierabend ist, begründet nicht, dass er keine Freude an seiner Arbeit hat.“⁶⁰ Verschiedentlich findet sich auch der Hinweis, dass die Freizeit und der Konsum ohne Arbeit ihren Reiz verlieren würden und sich dann viele „völlig überflüssig auf der Welt“ vorkämen.⁶¹ Zudem dürfte die Aufgabenstellung einer Darstellung Vorschub geleistet haben, die Arbeit und Freizeit scharf voneinander trennt. Und schließlich ist anzumerken, dass die Unterscheidung von Arbeitszeit und freier Zeit/Freizeit bereits für die Begrifflichkeiten der Arbeitsgesellschaft konstitutiv war. Sie stellt keinen Aspekt

59 Roeßler-Archiv, MB Aachen U, Nr. 196 (18.1.1956).

60 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 124 (14.1.1956).

61 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 111 (14.1.1956).

dar, der für die Konsumgesellschaft spezifisch ist. Der Konsum konkurrierte folglich eher mit anderen Freizeitbeschäftigungen, den Kultur- und Sportangeboten der ArbeiterInnenbewegung beispielsweise, als mit der Arbeit.⁶²

Ein ähnlich komplexes Verhältnis wie dasjenige zwischen Freizeit/Konsum und Lohnarbeit/Arbeitsplatz bestand auch zwischen diesen Lebensbereichen und den intimen und familiären Beziehungen. Liebesbeziehungen dienten beispielsweise dazu, eine kleine Auszeit vom Arbeitsalltag zu ermöglichen, wenn etwa während der Arbeitszeit Briefe an die Geliebte geschrieben wurden: „Jetzt mache ich Schluß sonst überlauern mich die diversen Firmenspione noch, daß ich während der Dienstzeit Briefe schreibe“,⁶³ schrieb Herbert K. an seine Freundin. Die in solchen Äußerungen sichtbar werdenden Grenzziehungen zwischen dem Familien- und Arbeitsalltag einerseits und der mit Konsumhandlungen angefüllten und durch „romantische“ Liebesbeziehungen aufgeladenen Freizeit andererseits beschreibt Eva Illouz in ihrer Studie über den *Konsum der Romantik* anschaulich. Sie argumentiert, dass solche Liebes- und Freundschaftsbeziehungen⁶⁴ und der damit einhergehende Konsum insofern eine stabilisierende Wirkung für soziale Institutionen wie Arbeit und Familie entfalten, als das am Arbeitsplatz gelangweilte oder in der Familie überforderte Selbst hier Um-sorgung findet.⁶⁵

Auch in den Berufsschulaufsätzen zum Thema „nach der Arbeit“ finden sich Hinweise auf vom Alltag abgegrenzte, durch Freundschaften „romantisierte“ Konsumhandlungen: „Nach dem Abendessen klingelt es, und meine Freundin holt mich zu einem Spaziergang ab. Unterwegs berichten wir uns dann von der Arbeit, aber auch von anderen Problemen und Wünschen. Dieser Spaziergang endet meistens damit, daß wir uns einen Film anse-

62 Zum Freizeitverhalten und den Zeitbudgets vgl. für die Weimarer Republik Peukert: Jugend, 1987, Kapitel 5, für die fünfziger Jahre Schildt, Moderne Zeiten, 1995, Kapitel II.4.

63 SFN, NL 108, Brief von Herbert K. an seine Freundin, 27.9.1949.

64 Es ergibt Sinn, Illouz' Argumentation auch auf Konzepte „intimer“ Freundschaften zu beziehen (vgl. dazu auch die Überlegungen in Bänziger: Sex, S. 137-243).

65 Illouz: Romantik, 2003.

hen.“⁶⁶ Ähnliche Funktionen lassen sich allerdings auch für die Familie ausmachen, wobei der Konsum hier kaum eine Rolle spielt: „Viele Menschen finden ein gemütliches Heim vor, wo sie mit ihrer Familie sich von der Arbeit ausruhen“, heißt es in einem der Aufsätze. „Andere Menschen, die kein gemütliches Heim vorfinden, sondern sich auf den Straßen herumtreiben oder ins Kino gehen, wissen ein gutes zu Hause zu schätzen.“⁶⁷ Die Etablierung konsumgesellschaftlicher Freizeitpraktiken erweist sich somit als Prozess, der nicht nur in engem Bezug zur Romantisierung von Intimbeziehungen stand, sondern auch parallel zur Emotionalisierung der (Klein-) Familie erfolgte.⁶⁸ Auf beiden Ebenen bildeten sich Identifikationsangebote heraus – oder verstärkten sich –, die mit der entsprechenden Funktion der Arbeit konkurrierten, sie jedoch nicht ersetzen.

Ganz anders beschrieb Elisabeth B., die Mutter von Johanna, ihren Alltag als verlobte und später verheiratete, aber noch kinderlose Frau in den späten dreißiger Jahren. In dieser Zeit schrieb sie zeitweise fast täglich an ihren Ehemann, der als Militärmusiker tätig und in dieser Funktion oft für längere Zeit abwesend war. Sie selbst, 1914 im Hause einer verarmten Großbauerntochter und eines Herrenschnaiders und Bauers in Wien geboren, arbeitete zu jener Zeit als Schneiderin und Näherin in der oberösterreichischen Kleinstadt Wels. Die Lohnarbeit in der Fabrik und weitere Arbeiten mit Textilien zu Hause sind in ihren Ausführungen zwar durchaus positiv konnotiert. Wenn sie sich etwa für ihren Fleiß rühmt, sind deutliche Parallelen zu den analysierten Berufsschulaufsätzen zu erkennen: „Mittwoch habe ich von 7h früh bis 6h abends fleißig genäht. Tüchtig, was?“ Zugleich wird aber deutlich, dass diese Tätigkeiten nur von begrenzter Bedeutung für ihr Selbstverhältnis waren. Sie dienten hauptsächlich als Ersatz, als Flucht vor unangenehmen Gedanken und Schutz vor Einsamkeit: „Zuerst so viele Leute – u. nun gar niemand! Da hilft nur Arbeit. Man vergisst vieles dabei.“⁶⁹ Auch wenn die kommunikative Form des Liebesbriefs zweifellos die Bedeutung der (Liebes-)Beziehung als Kohärenz stiftenden Bezugsrahmen stark betont, dürfte nicht nur der mediale Kontext für diese spezifische Bewertung der Arbeit verantwortlich gewesen sein. Auch im folgenden Zitat

66 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 137 (14.1.1956).

67 Roeßler-Archiv, HS Aachen O, Nr. 102 (14.1.1956).

68 Vgl. dazu Illouz: Romantik, 2003. Bänziger: Liebe tun, 2009.

69 SFN, NL 152 I, Brief von Elisabeth B. an ihren späteren Ehemann, 2.7.1936.

einer älteren Frau aus der Verwandtschaft von Herbert K.'s späterer Frau, das in den fünfziger Jahren verfasst wurde, ist die Arbeit zwar positiv konnotiert, in einem emphatischen Sinne scheint sie dennoch nicht verstanden worden zu sein: „Wenn die Feiertage um sind, ist man froh, dass man zum normalen Leben und seiner Arbeit zurück kehrt, denn auf die Dauer könnte man soviel Gutes nicht aushalten.“⁷⁰

Während für diese Frauen weder der Konsum noch die Arbeit ein zentrales Identifikationsangebot darstellten, gibt es bereits aus den zwanziger Jahren Quellen, in denen dem Arbeitsplatz wie dem Konsum in der Freizeit eine große Bedeutung zugeschrieben wird. So im Fall der Arbeiterin und Hausangestellten Branka G., die sich in ihrem Tagebuch immer wieder zu den Umständen äußerte, die sie an den zahlreichen Stätten ihres Arbeitslebens antraf. Unter anderem war sie, ursprünglich aus Niederösterreich kommend, während eines halben Jahres in einer Textilfabrik im Schwarzwald tätig. Aufgrund der Arbeitsbedingungen im Betrieb kündigte sie schließlich und trat eine Stelle in einem Antwerpener Haushalt an. Rückblickend schrieb sie über die Zeit in Süddeutschland: „Nun geht es fort [...]. Sonntag den 12. Juni war ich zum letztenmale im Österreicherverein. Trotzdem die Verhältnisse in Deutschland ziemlich schlecht waren habe ich doch eine sehr schöne Zeit dort verbracht u. die allzeit lustigen Mädels sorgten dafür daß es einem nicht langweilig wurde.“⁷¹

Wie Jessica Richter betont, war das „Streben nach guten Arbeitsbedingungen“ eine der wesentlichen Motivationen von Hausgehilfinnen, ihre Arbeit zu wechseln. Darüber hinaus stellte der Lohn einen wichtigen Faktor dar.⁷² Auch dies wird im Tagebuch von Branka G. deutlich. Zudem ließ sie, wie andere *working girls* der zwanziger Jahre,⁷³ kaum eine Gelegenheit zu einer Autotour oder zu anderen Vergnügungen aus: „Wir als moderne Menschen hatten neben der üblichen Touristenausrüstung immer ein paar Tanzschuhe mit was uns an diesem Tage sehr zu statten kam. In [...] war nämlich zufällig ein Fest u. zu unserer größten Freude konnte wir das ‚Tanzbein‘ schwingen.“⁷⁴ Die Art und Weise wie bestimmte Bereiche des Lebens

70 SFN, NL 108, Brief von Tante A. an die Freundin von Herbert K., 7.1.1953.

71 SFN, NL 47, Tagebucheintrag „Nachruf“, Juni 1926.

72 Richter: *Zwischen Treue*, 2009, S. 15.

73 Vgl. dazu Biebl/Mund/Volkering: *Working Girls*, 2007.

74 SFN, NL 47, Tagebucheintrag zum 15.2.1925, 11.3.1925.

bewertet wurden, hing also nicht nur von der Generation ab, sondern vor allem auch von den spezifischen Lebensumständen und den Möglichkeiten, welche diese boten.

5. AUF DEM WEG ZU EINER NEUEN PERSPEKTIVE?

Wie ich gezeigt habe, bilden die verschiedenen Aspekte der Arbeit, die Freizeit und der Konsum, sowie die Familie und die Liebesbeziehungen je nach aktueller Situation und biographischer Disposition ein je persönliches Arrangement der Selbstbeschreibung. In Ergänzung zu Andreas Reckwitz, der in seiner Übersicht über die „Subjektkulturen“ der Moderne „Arbeit“, „Intimität“ und „Technologien des Selbst“ als die „drei primären Subjektivationsorte“ bezeichnet,⁷⁵ weisen die VertreterInnen des Konzepts der Konsumgesellschaft somit zu Recht darauf hin, dass spätestens in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts auch der Konsum eine entsprechende Funktion übernimmt. Reckwitz' Darstellung räumt denn auch im vierten Kapitel dem „konsumtorischen Kreativsubjekt“ jener Zeit einen wichtigen Stellenwert ein. Unklar bleibt hingegen die Bestimmung des „Doppelstatus“ der Technologien des Selbst, die laut Reckwitz zum einen „Praktikenkomplexe neben den anderen sozialen Feldern“ darstellen, während in ihnen zum anderen „allgemeine Dispositionen“ produziert werden, „die in den anderen Feldern [...] zum Einsatz kommen und so zur Homologie der Subjektformen jenseits der Felddifferenzen beitragen.“⁷⁶ Wie ich hingegen zeige, lassen sich auch Arbeit, Konsum und Intimbeziehungen unter Blickwinkel der Technologien des Selbst beschreiben, was die Differenzierung von Reckwitz wenig plausibel erscheinen lässt.

Zugleich ruft eine solche Perspektive nach weiteren Untersuchungen. So müsste insbesondere die These geprüft werden, dass die Arbeit im zwanzigsten Jahrhundert überhaupt erst für breite Bevölkerungsschichten zum Gegenstand der Subjektconstitution wurde.⁷⁷ Vor dem Hintergrund des hier analysierten Quellenmaterials scheint ein Vorgehen zumindest nicht

75 Reckwitz: *Subjekt*, 2006, S. 55.

76 Ebd., S. 58.

77 Vgl. dazu die Überlegungen bei Voß/Pongratz: *Arbeitskraftunternehmer*, 2002, insbes. S. 148.

unplausibel zu sein, das weniger den Verlust des Identifikationspotentials handwerklich-traditioneller Arbeitsvorstellungen zu beschreiben als gerade die zunehmende Verallgemeinerung der Attraktivität anderer Aspekte des Arbeitens zu erklären versucht. Die Gegenüberstellung einer arbeits- und einer konsumorientierten Epoche könnte sich dann als Resultat problematischer Vorannahmen erweisen, das vielleicht mehr über das bürgerliche Arbeitsethos mancher ZeitgenossInnen beziehungsweise heutiger Forschender aussagt, als über die Wahrnehmung durch die Betroffenen von damals. Es war deren Ausrichtung am handwerklichen Schaffen, die womöglich tatsächlich an Bedeutung einbüßte. Von den anderen hier beschriebenen Qualitäten lässt sich dies hingegen keineswegs behaupten. Genauer untersucht werden müsste in diesem Zusammenhang insbesondere die Frage, inwiefern sich der oben diskutierte Eindruck verallgemeinern lässt, dass im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts sogar die Karriere zumindest auch unter dem Gesichtspunkt der Verringerung ökonomischer Unsicherheit betrachtet wurde. Damit könnte auch dem oftmals zu findenden impliziten „Klassismus“ der Arbeitsgeschichte begegnet werden.

Darüber hinaus ließe sich eine solche Darstellung in jene Geschichte der Praktiken der Menschenführung in der Neuzeit integrieren, die für die Einleitung zu diesem Band zentral ist. Sie geht davon aus, dass es im Lauf der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte zu einer tendenziellen Abnahme von Repression und Zwang kam, während Modi indirekter Führung – zunächst Disziplinierung, später dann zunehmend auch Vermittlung von Formen der auf Einsicht beruhenden oder an „eigenen“ Interessen ausgerichteten Selbstführung – wichtiger wurden. Aus einer solchen Perspektive wurde die Frage nach den Identifikationspotentialen der Arbeit (unter anderem) genau dann zum Gegenstand der Thematisierung, als die Verhältnisse in und außerhalb der Produktion eine Komplexität angenommen hatten, die ein rein repressives Vorgehen zunehmend hilflos erscheinen ließ. Der vorliegende Text zeigt, dass sich ein vergleichbarer Blickwinkel auch für die zweite der hier behandelten „traditionellen“ Formen von Vergesellschaftung anbietet: die Geschichte der Familie. Durch deren Reduktion auf die („mittelständische“) Kleinfamilie und die damit verbundene Emotionalisierung durchlief sie einen Prozess, im Verlaufe dessen ihre repressiven Funktionen zugunsten „weicherer“ Formen der Führung in den Hintergrund traten. Die Geschichten des „romantischen“ Liebesideals und der „bürgerli-

chen“ Kindheit lassen sich als wesentlichen Elemente dieses Wandels beschreiben.

Nur eine marginale oder gar keine Rolle spielen in den hier analysierten Quellen weitere zentrale Identifikationsangebote der Industrialisierungszeit wie Kirchen, Parteien und die ArbeiterInnenbewegung. Dass „der gesellschaftliche Bedeutungsgehalt der Klassenzugehörigkeit“ im Lauf des Untersuchungszeitraums zunehmend „verblasste“,⁷⁸ für die fünfziger Jahre eine „überwiegende Distanz“ der Bevölkerung gegenüber Parteien und anderen politischen Institutionen auszumachen ist und die Säkularisierungsthese selbst in den Kirchen diskutiert wurde,⁷⁹ dürfte unbestritten sein. Neuere Arbeiten zur „Gegenkultur“ und zu den „Neuen Sozialen Bewegungen“ seit den sechziger Jahren haben jedoch gezeigt, dass die Konzentration auf Zahlen zu Partei- und Kirchenmitgliedschaften grundlegendere Wandlungsprozesse übersieht, die nach einem differenzierteren Bild rufen.⁸⁰ Die im vorliegenden Text eingenommene Perspektive schließt insofern an diese Forschungen an, als sie eine Geschichte der Konstitution von Selbstverhältnissen über Arbeit, Konsum und intime/familiäre Beziehungen skizziert, die weniger auf die Darstellung von (linearen) Abfolgen abzielt, denn nach Transformationen und Neuarrangements von Thematisierungen und Praktiken fragt.

LITERATUR

Abels, Heinz/Krüger, Heinz-Hermann/Rohrmann, Hartmut: „Jugend im Erziehungsfeld“. Schüleraufsätze aus den fünfziger Jahren im Roeßler-Archiv, in: BIOS 1 (1989), S. 139-150.

Bänziger, Peter-Paul: Liebe tun. Arbeiten an einer Emotion am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 17 (2009) 1, S. 1-16.

Bänziger, Peter-Paul: Sex als Problem. Körper und Intimbeziehungen in Briefen an die „Liebe Marta“, Frankfurt a.M./New York 2010.

78 Mooser: Arbeiterleben, 1984, S. 225.

79 Schildt: Moderne Zeiten, 1995, S. 315 u. 147.

80 Zur Vorsicht im Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen mahnte bereits Schildt: Moderne Zeiten, 1995, S. 147. Vgl. vor allem auch die aktuelle Studie von Eitler: Gott, 2009.

- Biebl, Sabine/Mund, Verena/Volkening, Heide (Hg.): Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit, Berlin 2007.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003.
- Burawoy, Michael: Manufacturing Consent: Changes in the Labor Process Under Monopoly Capitalism, Chicago 1979.
- Butler, Judith: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt a.M. 2001.
- Conze, Werner: Arbeit, in: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 1, Stuttgart 1972, S. 154-182.
- Eitler, Pascal: „Gott ist tot – Gott ist rot“. Max Horkheimer und die Politisierung der Religion um 1968, Frankfurt a.M. 2009.
- Hachtmann, Rüdiger/Saldern, Adelheid von: „Gesellschaft am Fließband“. Fordistische Produktion und Herrschaftspraxis in Deutschland, in: Zeithistorische Forschungen 6 (2009) 2 (Online-Ausgabe).
- Illouz, Eva: Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a.M./New York 2003.
- Kocka, Jürgen: Work as a Problem in European History, in: Kocka, Jürgen (Hg.): Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective, New York/Oxford 2010, S. 1-15.
- Lafargue, Paul: Das Recht auf Faulheit: Widerlegung des „Rechts auf Arbeit“, Hottingen-Zürich 1887.
- Ludwig, Otto: Der Schulaufsatz. Seine Geschichte in Deutschland, Berlin/New York 1988.
- Mooser, Josef: Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M. 1984.
- Peukert, Detlev J. K.: Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik, Köln 1987.
- Reckwitz, Andreas: Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist 2006.
- Richter, Jessica: Zwischen Treue und Gefährdung? Arbeitssuche, Stellenvermittlung und Stellenwechsel von Hausgehilfinnen in Österreich (1918-1938), in: Production of Work – Working Paper 2 (2009), URL: http://pow.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/proj_pow/Texte/J_Richter_Hausgehilfinnen3.pdf

- Roeßler, Wilhelm: Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf 1957.
- Schildt, Axel: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995.
- Schönberger, Klaus: Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma, in: Seifert, Manfred/Götz, Irene/Huber, Birgit (Hg.): Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart, Frankfurt a.M./New York 2007, S. 63-96.
- Stoff, Heiko: Produktivismus und Konsumismus. Was unterscheidet den amerikanischen New Deal von der deutschen Volksgemeinschaft?, in: Finzsch, Norbert/ Lehmann, Hartmut (Hg.): Zukunftsvisionen: Politische und soziale Utopien in Deutschland und den Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Wolf Biermann, Krefeld 2001, S. 100-128.
- Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J.: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?, in: Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (Hg.): Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, S. 128-156.
- Wirsching, Andreas: Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 57 (2009) 2, S. 171-199.
- Wirsching, Andreas: From Work to Consumption. Transatlantic Visions of Individuality in Modern Mass Society, in: Contemporary European History 20 (2011) 1, S. 1-26.
- Wirsching, Andreas: Reply to Frank Trentmann's comment: Consumer Society – RIP, in: Contemporary European History 20 (2011), S. 33-36.